

*Sammelrezension: Medienethik*

**Joachim von Gottberg, Elizabeth Prommer (Hg.): Verlorene Werte?  
Medien und die Entwicklung von Ethik und Moral**

Konstanz: UVK 2008, 259 S., ISBN 978-3-86764-103-6, € 24,-

**Michael Hofer, Monika Leisch-Kiesel (Hg.): Evidenz und Täuschung.  
Stellenwert, Wirkung und Kritik von Bildern**

Bielefeld: Transcript 2008, 171 S., ISBN 978-3-8376-1003-1, € 19,80

Dass Normen und Werte im Zuge der Moderne einen gravierenden Funktionsverlust erlitten haben, ist nicht nur aktueller Topos gesellschaftswissenschaftlicher Fachdiskurse, sondern auch eine Art Dauerbrenner in öffentlichen Diskussionen und Debatten. Wo in fast schon regelmäßiger Wiederkehr ein allgemeiner Wer-

tefall beklagt wird, ist das argumentative Hantieren mit der Kausalität zwischen drastischem Werteschwund und gesellschaftlicher Ausbreitung der elektronischen Massenmedien meist nicht weit entfernt und oft genug Anlass für eine feuilletonistische Überproduktion an Apokalyptik und Kulturpessimismus. Auch wenn der folgende Buchtitel in diese Richtung befürchten lässt, schickt sich der von Joachim von Gottberg und Elizabeth Prommer herausgegebenen Essayband *Verlorene Werte? Medien und die Entwicklung von Ethik und Moral* an, nicht allein Verlusttendenzen zu bilanzieren, sondern das Forschungsfeld der Medienethik unter den Bedingungen einer scheinbar wachsenden Kontingenz moralischer Normen und Werte noch einmal neu zu sondieren. Von dem symptomatischen Befund ausgehend, dass im heutigen Medienschwung pluralistischer Gesellschaften eine einheitliche Orientierung an klassischen Autoritäten, die bislang als Vorbilder für die Ausbildung eines Wertekanonens dienten, verloren gegangen sei, versucht der Band in Form essayistischer Umkreisungen, die von ganz unterschiedlichen Fachdisziplinen aus erfolgen, zu eruieren, wie sich Ethik, Moral und Wertvorstellungen bilden, welche Funktionen sie haben und wie sie sich in heutigen Mediengesellschaften etablieren können. Begrüßenswert hierbei ist, das sich der Sammelband nicht mit jedem Beitrag aufs neue ins Detail empirischer oder phänomenologischer Beschreibungen stürzt, sondern auch philosophische Tiefenbohrung enthält, um die zentralen Kategorien zu reflektieren, von deren Bedeutungsverlust augenscheinlich immer schon ausgegangen wird. Steht hinter dem Bedeutungsverlust der Werte eine Sehnsucht nach einer scheinbar verloren gegangenen Ära der Wertestabilität? Und wann hat es eine solche eigentlich gegeben?

In seinem Beitrag enthüllt Alexander Grau aus moralphilosophischer Sicht die Bedeutungsüberschätzung eines in der Medienöffentlichkeit inflationär verwendeten Begriffs. Es geht ihm nur mittelbar um die Frage, wie groß der Einfluss der Medien bei der individuellen Werteentwicklung ausfällt. Primär interessiert Grau der kulturhistorische Wandel in der gesellschaftlichen Verhältnisbestimmung von Werten und Normen, die vor allen Dingen in der Aufmerksamkeitsmaschinerie der Massenmedien sichtbar wird. (vgl. S.23ff.) Wenn Werte als übergeordnete Richtlinien von Normen, die als konkrete Handlungsgebote oder -verbote fungieren, zu Gegenständen des medialen Diskurses aufsteigen, birgt das für Grau immer die Gefahr einer „diskursiven Moralsimulation“ (S.31), in der eine meist anlassbezogene Wertedebatte sich selbst aktualisiert und so scheinbar als unmittelbare Reaktion auf die Kontingenz moralischer Normen auftritt. Auf diese Weise werden normative Herausforderungen jedoch lediglich an die Fernmoral der Massenmedien delegiert, welche die Frage nach einer gelungen individuellen Praxis der Moral, wie sie in der antiken Tradition der Tugenden noch thematisiert wurde, nicht mehr stellt. Das massenmediale Dauerpurgatorium hypermoralischer Empörung scheint mehr Selbstläufer und sichtbare Normalität einer ‚Gesellschaft des Spektakels‘, in der eine trennscharfe Unterscheidung dieser Empörung von ihrer Inszenierung nur noch sekundiert.

Gleichwohl sind Begriffe wie Glaubwürdigkeit und Wahrhaftigkeit noch nicht gänzlich aus dem Diskurs der Medienwissenschaften verabschiedet. Vielmehr finden sie gerade am Thema Bild, das seit einiger Zeit auch die kunst- und kulturwissenschaftliche Fachöffentlichkeit in Anspruch nimmt, Verwendung, wenn es um die Untersuchung des Spannungsfeldes von Evidenz und Täuschung geht. Der gleichnamige Titel des von Michael Hofer und Monika Leisch-Kiesl herausgegebenen Essaybandes verspricht Stellungnahmen und Einschätzungen von Vertretern unterschiedlichster Fachrichtungen, deren Beiträge durch die Frage nach Stellenwert, Wirkung und Kritik von Bildern geklammert sind. Dass sie allesamt tatsächlich nicht mehr als der Untertitel des Buches verbindet, liegt weniger an den Autoren, denn im allgemeinen Umstand begründet, dass es sich bei der hier vorgeführten ‚Bildwissenschaft‘ um keine eigenständige Disziplin, sondern einen bloßen Sammelbegriff handelt, der viele inhaltlich und methodisch heterogene Überlegungen über Bilder aufgrund einer Art losen Familienähnlichkeit zusammenfasst. So besteht der Beitrag von Thomas Macho aus kulturgeschichtlichen Überlegungen zum Topos des Vor-Bildes, welche die Beziehung zwischen dem Körper und seinem bearbeiteten Abbild als Statue oder Bild unter dem Aspekt der Repräsentation vom an- und abwesenden Körper thematisiert. (vgl. S.10ff.) Ganz anders bildwissenschaftlich relevant wirkt der Beitrag von Gerhard Fröhlich, der in seinem Essay vom „‚Bilderglaube‘ in den Wissenschaften“ fragwürdige visuelle Beweisverfahren innerhalb der Geschichte der Naturwissenschaften fokussiert, die ihren Anwendern nicht selten zu kurzem Ruhm und einer bleibenden skandalträchtigen Berühmtheit verholfen haben, in jedem Falle aber das Ansehen der ‚exakten‘ Wissenschaften nachhaltig beschädigt haben dürften. (vgl. S.26ff.)

Trotz fehlender Kriminalgeschichte nicht weniger lesens- und betrachtenswert ist der medienwissenschaftliche Beitrag von Karin Bruns. Angefangen beim Topos der Authentizität im filmischen Dokumentarismus überträgt sie die Frage nach der Relevanz von Authentifizierungsstrategien auf die neuen Protokollmedien und Formate im Word Wide Web. (vgl. S.157ff.) Bruns macht auf einleuchtende Weise anhand konzeptionell und ästhetisch höchst unterschiedlicher Beispiele der aktuellen Online-Kultur deutlich, dass das prekäre Verhältnis von ‚echten Bildern‘ und ‚erfundenen Geschichten‘ viele Aspekte der Dokumentarismus- und Authentizitätsdebatte (wieder) betrifft. Gerade solche Beiträge des eher an ein allgemeines Publikum adressierten Essaybandes sind es, welche die medienwissenschaftliche Riege unter den Lesern immerhin nicht ganz enttäuscht zurücklassen dürften.

Tim Raupach (Leipzig)